

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 215 Bromberg, den 20. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

Urheberschutz für (Copyright by)
Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Du verwechselst die Rollen, Ralf. Du warst mir böse."

„Ach ja — ich erinnere mich jetzt wieder. Aber sag selbst: hatte ich nicht recht? Mußte ich nicht mithelfen, dich wieder zur Vernunft zu bringen? Du wolltest doch damals eine Schwarze heiraten! — Na ja, jeder Mensch verliert mal irgendwann im Leben für kürzere oder längere Zeit den Verstand. — Aber Schwamm drüber! Und nun komm herein! Es wird dich hoffentlich nicht stören, daß noch jemand da ist, — Gendarmerie-Leutnant Payne, ein Freund von uns."

Ralf Murrays junge Frau, eine hübsche blonde Amerikanerin, empfing den neuen Gast aufs liebenswürdigste und tat aus Höflichkeit so, als habe ihr Mann schon oft von ihm gesprochen.

Nachdem man ein paar konventionelle Redensarten gewechselt hatte und Oliver auch mit Leutnant Payne bekannt gemacht worden war, sagte Frau Murray zu diesem:

„Aber jetzt müssen Sie weiter erzählen, Arthur." Und zu Oliver gewendet: „Es wird Sie sicher auch interessieren, Mister Barring, was uns Leutnant Payne da berichtet. Eine ganz tolle und schauerliche Geschichte! — Wissen Sie, was Wudu ist?"

„Freilich. Wenn man ein paar Monate in Haiti zugebracht hat..."

„Ach ja, natürlich! Ralf erzählte mir davon. — Also nun denken Sie sich: diese schrecklichen heidnischen Bräuche haben in den letzten Monaten immer mehr zugenommen, obwohl wir doch alles tun, um sie zu bekämpfen und auszurotten. Seit Wochen gehen nun schon Gerüchte um, daß die Neger wieder, wie früher, Menschenopfer bringen wollten, weil sie hoffen, daß ihre Götzen uns Amerikaner dann aus dem Land vertreiben würden. Die Gendarmerie hat natürlich alle ihre eingeborenen Spione beauftragt, ein wachsames Auge auf diese Dinge zu haben. — Gestern nacht ist nun einer dieser Spione nach Port au Prince zurückgekehrt und hat darauf bestanden, den Gendarmerie-Kommandanten sofort persönlich zu sprechen. — So, nun sind Sie im Bild, Mister Barring. Bis hierhin war Leutnant Payne mit seiner Erzählung gekommen." Und nun wandte sich die junge Frau wieder dem Gendarmerieoffizier zu: „Also schnell, erzählen Sie weiter, Arthur! Ich bin ja so furchtbar neugierig!"

„Wir auch", meinte Payne lächelnd.

„Wie? Sie wissen selbst nicht mehr, als Sie bisher erzählt haben?" rief Frau Murray ganz enttäuscht.

„Doch; ein bißchen mehr weiß ich schon noch. Aber ob die sensationelle Meldung des Spions den Tatsachen entspricht, ist noch ungewiß. Vielleicht hat der Kerl in seiner Gier nach der ausgesetzten Prämie auch maßlos übertrieben. — Er hat also berichtet, eine junge Haitianerin hätte sich freiwillig als Schlachtopfer angeboten und sie würde schon vierundzwanzig Stunden später — das heißt also, in dieser Nacht — dem Wudugott Damballa zu Ehren geschlachtet werden."

Die junge Amerikanerin stieß einen kleinen Schrei aus. Es war nicht erkennbar, ob sie entsetzt war oder nur ein angenehmes Gruseln über diese Schauergeschichte empfand.

„Der Kommandant hat dieser Alarmnachricht zwar keinen rechten Glauben geschenkt", berichtete Payne weiter. „Aber weil man aus Erfahrung weiß, daß in diesem Lande auch das Greulichste möglich ist, hat er sofort Leutnant Stevenson mit zehn Gendarmen losgeschickt; eine halbe Stunde nach Eintreffen der Meldung sind sie schon abgeritten. Falls der ganze Schauerbericht unseres Spions auf Wahrheit beruhen sollte, muß sich Stevenson allerdings verdammt beeilen, wenn er mit seinen Leuten noch zurechtkommen will, um so ein bestialisches Verbrechen zu verhindern."

Ralf Murray schüttelte den Kopf: „Man kann es kaum für möglich halten, daß sich ein junges Mädchen freiwillig einer solchen Hinrichtung unterzieht. Sie muß irrsinnig oder eine tolle Fanatikerin sein."

„Aber das Unerhörteste habe ich noch gar nicht gesagt", fuhr der Gendarmerie-Leutnant fort. „Die Abschlachtung dieses unglücklichen Wesens soll von einer Frau vollzogen werden! — von einer alten Wudupriesterin, einer sogenannten Mamaloi. Und das Opfer selbst soll ihre eigene Tochter sein; oder war es ihre Nichte oder Enkelin? Das weiß ich nicht mehr ganz genau."

„Und wo wird dieser grauenhafte Opferdienst stattfinden?" fragte Frau Murray, atemlos vor Erregung.

„In einem ganz einsam gelegenen Wudutempel zwischen Port au Prince und Jacmel."

Oliver, der seit Minuten stumm und regungslos gesessen, erhob sich jetzt von seinem Sessel.

Ralf Murray blickte zu ihm hin und bemerkte, daß er totenbleich war und daß seine Lippen bebten. „Um Gotteswillen, Oliver, was ist dir denn?" fragte er erschrocken.

Nun bemerkten auch die andern die jähe Veränderung, die mit Barring vor sich gegangen war.

„Ralf, ich muß dich allein sprechen, — jetzt sofort", brachte Oliver mühsam hervor.

Murray gab seiner Frau und seinem Freund einen Wink. Sie zogen sich verwundert zurück.

„Aber was ist dir denn nur, Mensch?" drängte Murray und legte seine Hand auf die Schulter des Freundes, der wieder in seinen Sessel zurückgesunken war und die Augen geschlossen hatte.

Oliver hob die Lider, und seine vor Entsetzen fast irren Blicke richteten sich auf Ralf Murray: „Die junge Haitianerin, die heute nacht abgeschlachtet werden soll, ist dieselbe, die ich damals heiraten wollte."

„Du bist verrückt! Wie kommst du zu so einer Einbildung?"

„Es gibt gar keinen Zweifel darüber! — Hast du ein Pferd?"

„Ja, sogar ein sehr gutes. Aber es hat ja gar keinen Sinn, daß du jetzt noch hinreitest. Falls diese Geschichte überhaupt wahr ist, wird Stevenson schon eingegriffen haben.

Und wenn er zu spät kommt, der vierundzwanzig Stunden Vorsprung vor dir hat, dann kannst du erst recht nicht mehr helfen."

Oliver Barring sprang auf. Seine Schwäche schlug plötzlich in Zorn um und er schrie dem Freund ins Gesicht: „Du willst mir also nicht dein Pferd geben? — obwohl ein Menschenleben in Gefahr ist! Aber das ist dir ja gleichgültig! Ein schwarzer Mensch ist für dich, wie für alle unsere Landsleute, nicht mehr als ein Tier — oder hast du Angst, ich könnte ihr Leben retten und sie dann doch noch heiraten? Willst du mich und die ganzen Vereinigten Staaten ein zweites Mal vor so einer fürchterlichen Schande retten helfen? Willst du nochmals..."

„Schweig still!" herrschte Murray den Freund an. „Ich wünsche in dem Hause, das meine Frau bewohnt, keinen derartigen Auftritt! Verstehst du?" Er wendete sich ab, ging zur Tür und rief nach dem Diener. Und als der Schwarze erschien, befahl er: „Antoine, du sattelst sofort mein Pferd für den Herrn hier!"

„Ich danke dir, Ralf", sagte Oliver matt. „Und verzeihe mir meine Heftigkeit, aber..."

„Du wirst mich jetzt wohl entschuldigen", unterbrach ihn Murray kühl. „Ich möchte meinen Gast nicht so lange allein lassen." Damit wandte er sich von Oliver ab und verließ eilig den Raum.

21.

Die Meldung des Polizeispitzels beruhte durchaus auf Wahrheit: Die alte Wudupriesterin hatte sich bereit erklärt, ihre Enkelin mit eigener Hand dem Gott Damballa zu opfern. Doch diesen übermenschlichen Entschluß hatte sie erst nach tagelangen schweren Kämpfen gefaßt, — Kämpfen mit sich selbst und mit Diane.

Für ihre anfängliche Weigerung hatte Mama Zouzou nur einen Grund vorbringen können: ihre innige Liebe zu Diane, dem einzigen Menschen von ihrem Fleisch und Blut, der noch am Leben war. Diane hingegen hatte zahlreiche und ihrer Meinung nach weit gewichtigere Gründe gehabt, auf ihrem Opferwillen zu bestehen.

Der Ekstase, in der sie sich vor Hunderten ihrer Glaubensgenossen der Gottheit zum Opfer geboten, war keine furchtsame Ernüchterung gefolgt. Mutig, hartnäckig und mit klaren Worten hatte sie immer und immer wieder erklärt, weshalb es für sie keinen anderen Weg gäbe:

„Ich habe alles verloren, was mir das Leben wert machte. Mein Vater und meine Brüder sind tot. Der Mann, dem ich meine Liebe geschenkt, hat mich verraten und verlassen. Meine Freunde, die mich einst als beneidenswert glücklich gepriesen, würden nur noch Hohn und Mißachtung für mich haben, wenn ich mich je wieder vor ihnen blicken ließe. Der Mensch, den man mir zum Vormund bestellte, hat mich um mein Erbe betrogen. Die einzige Hoffnung, für die ich noch lebte, mich an demjenigen rächen zu können, der die alleinige Schuld an allem Unglück trägt, habe ich endgültig aufgegeben; denn mein Gelübde und alle unsere Beschwörungen, die Oliver Barring zur Rückkehr zwingen sollten, sind erfolglos geblieben. Als dann auch noch die Nachricht kam, daß mein letzter und ergebenster Freund, Pierre Escandon, in die Gewalt der Feinde gefallen und dem sicheren Tode geweiht ist, da habe ich den Entschluß gefaßt, meinem Leben ein Ende zu machen; und ich gebe dir die Versicherung, daß es dir nicht ein zweites Mal gelungen wäre, mich daran zu hindern. Und gerade in der Nacht, in der es geschehen sollte, hat mich Damballa gerufen und mir den rechten Weg gezeigt: Nicht umsonst soll ich mein Leben von mir werfen, sondern es meinem Volke schenken, das durch meinen Tod von den weißen Unterdrückern befreit werden wird! — Verstehst du denn nicht, welche große Gnade mir durch diese Berufung widerfahren ist? Und du, die Priesterin Damballas, willst dich weigern, seinen Befehl zu vollziehen? Du allein würdest es dann verschuldet haben, wenn die Haitianer wieder ein Volk von Sklaven werden, und Damballa würde dich für solchen Frevel furchtbar strafen. Mich aber würdest du zur Fortsetzung eines qualvollen Lebens oder zu einem unrühmlichen und selbstsüchtigen Tode zwingen. Wenn du aber dem Gebote folgst, so wirst du damit unserem Volke und mir etwas Herrliches schenken: ihm die irdische Freiheit und mir die himmlische Seligkeit und die Wiedervereinigung mit meinem Vater und meinen Brüdern! Denn so gewiß es ist, daß sie in den Himmel gekommen sind, so gewiß weiß ich auch, daß mein Opfertod mir den Weg zu ihnen ins Paradies öffnen wird." —

Solchen und ähnlichen Reden Dianes hatte die alte Priesterin auf die Dauer nicht widerstehen können und sich endlich zur Erfüllung ihrer schweren „Pflicht" bereit erklärt.

Und dann ging es von Mund zu Mund, daß eine Woche später, beim nächsten Petro-Service, im Houmfort bei Goumas ein „cabrit sans corn" geopfert und damit die Befreiung Haitis von seinen Feinden vollzogen werden würde. Leise und geheimnisvoll raunten die haitianischen Landleute und Gebirgsbewohner diese Nachricht einander zu. Vor Kindern und vor Leuten, denen man nicht durchaus vertraute, wurde sie ängstlich geheimgehalten.

*

Und nun ist die Nacht hereingebrochen, in der das furchtbare und doch so große und beglückende Opferwerk vollbracht werden soll. Gegen dreihundert Menschen, viele aus tageweit entfernten Orten, sind bei dem Wudutempel zusammengekommen. Keiner von ihnen ahnt, daß sich doch ein Verräter gefunden hat und daß ein Trupp von Gendarmen unter Führung eines amerikanischen Offiziers sich im Eilmarsch dem Houmfort naht und nicht mehr weit davon entfernt ist.

Da der Houmfort selbst zu klein ist, die ganze Menge zu fassen, hat man den Opferaltar im Freien, links neben der Tempelpforte, errichtet. Rechts vom Eingang steht die „Tunnelle", ein Baldachin, unter dem auf einem Podium acht Männer ihren Platz haben: die drei Trommler und fünf Papalois, Wudupriester anderer Tempel, die sich als Gäste zu dem großen Blutopfer eingefunden. Der ganze Platz vor dem Houmfort ist von Fackeln erleuchtet. Die Gläubigen hocken im Halbkreis und viele Reihen tief am Boden. Die Tempelpforte ist noch geschlossen. Niemand wagt ein lautes Wort zu sprechen. Nur dumpfes Flüstern wird hier und da vernehmbar, und doch liegt eine ungeheure Erregung über dieser fanatisierten Menge.

Jetzt ertönen drei Schläge, die von innen gegen die Tür des Houmforts geführt werden. Der älteste der fünf Priester hebt die Hand. Auch das Flüstern verstummt; es wird lautlos still. Abermals hebt der Papaloi seine Hand empor, und die Trommler setzen mit dem düsteren Rhytmus des Damballa-Marsches ein. Dann springt die Tempelpforte auf. Wie ein Aufseufzen geht es durch die Reihen. Eine phantastische Prozession kommt aus dem Tempel und schreitet die Gasse, die man zwischen der Gemeinde freigelassen hat, entlang:

An der Spitze des Zuges gehen vier junge Männer und schwingen die rituellen Acons, aus Kürbisschalen gefertigte Klappern. Gleich hinter ihnen kommt Mama Zouzou. Sie trägt, wie gewöhnlich, ein feuerrotes Hemd; aber heute hängen von Hals und Schultern Ketten und Amuletts darüber, gefertigt aus Knochen, Zähnen, Steinen und undefinierbaren anderen Gegenständen. Auf dem Kopf trägt die Mamaloi einen hohen, mit bunten Federn geschmückten roten Turban. Ihr Gesicht ist starr und ausdruckslos, ihre Arme liegen steif am Körper. Unter fortwährenden Drehungen bewegt sie sich langsam vorwärts. Sie sieht nicht mehr wie ein lebender Mensch aus, sondern gleicht einer Holzpuppe, wie sie die Orchestrions von Karussells und Schaubuden manchmal aufweisen. Rechts und links von der Priesterin gehen je zwei weißgekleidete Mädchen; sie tragen die mit mystischen Zeichen bestickten Wudufahnen. Dann folgen zwei halbnackte Neger mit den unheimlichsten Requisiten dieser Feier: Der eine trägt in den über den Kopf emporgereckten Händen ein blitzendes Schwert, der andere eine Machete, ein sichelartiges Messer, das er am Stiel und an der gebogenen Spitze hält. Hinter diesen beiden schreiten, in Reihen zu vieren geordnet, vierzig Negermädchen in wallenden weißen Hemden; sie singen, von dem Klang der Trommeln und Rasseln begleitet, eine Hymne auf Damballa, während die Menge noch in Schweigen verharrt. — Dieser Zug bewegt sich immer weiter in der Richtung nach Mama Zouzous Hütte zu und verschwindet schließlich in der Dunkelheit zwischen den Bäumen.

(Fortsetzung folgt.)

Gattentreue.

Skizze von Hermann Schnellbach=Mannheim.

Am Morgen des 6. Mai 1622, an dem die Freunde des unglücklichen Pfalzgrafen vom Rhein, des Böhmenkönigs, bei Wimpfen am Neckar sich mit den Spaniern und den Kaiserlichen in offener Feldschlacht messen wollten, ritt der Treuesten einer, der Pfälzische Feldobrist von Helmstadt, mit seiner Gattin Maria zur Stadtkirche nach Wimpfen. Vor dem Muttergottesbild am Altar fielen sie beide auf die Knie. Durch die farbigen Rosen des Chors brach das erste Morgenlicht und vergoldete die mit Blumen geschmückte Statue der heiligen Maria. Als die beiden sich getröstet erhoben, stand ein alter Mann neben ihnen und sagte: „Wißt Ihr auch, daß unsere Maria eine Wundertäterin ist?“ Da sie den Kopf schüttelten, erzählte er, daß im vorigen Jahr ein Übeltäter, als er auf dem Markt gerichtet werden sollte, hierher geflüchtet sei und die Muttergottes um Hilfe angerufen habe. „Da hat“, schloß er, sich bekreuzigend, „unsere Maria den Arm gereckt, ihn zu schützen. So schenkte man ihm das Leben.“ — „Sie hat den Arm gereckt“, unterbrach ihn Maria von Helmstadt, „ihn zu schützen?“ — „Ja, sie hat ein Wunder getan ... Es schlägt, ich muß läuten. Gott sei mit Euch!“ — „Ein heilig Tagwerk, Greis“, hielt ihn der Ritter auf, „Ihr läutet den Tag ein und die Nacht, Ihr läutet zum Grab und zum Siege, o läutet ihn heute!“ — „Ich läute auch, wenn draußen auf dem Markt der Nachrichter ...“ Unter Hüsteln verlor sich die Rede. Der Alte ging, den Ritter fröstelte, in tiefen Gedanken stand sein Weib. Die Stimme der Glocke weckte sie beide. „Maria, schütze uns!“ beteten sie.

Es war, als ob sich der Himmel gegen die Freunde des geächteten Kurfürsten von der Pfalz verschworen habe: die Schlacht bei Wimpfen ging ihnen verloren. Der gefangene Feldobrist wurde von Tilly zum Tode verurteilt. Helmstadt zuckte mit keiner Wimper, als er den Spruch vernahm, sein Antlitz schien ehern gemeißelt. „Ich schenke Euch“, sagte Tilly, „den ehrlichen Soldatentod, die Kugel. Morgen mittag, wenn die Glocke läutet, auf dem Marktplatz in Wimpfen.“

Nacht war's. Helmstadt saß im Stadthaus zu Wimpfen. Trübe brannte ein Licht, das den Raum notdürftig erhellte. Er brauchte kein Licht. Was er sann und träumte, war eitel Glanz und Helle. Er dachte nicht an den Tod, der morgen mittag haarscharf sein Dasein zerriß; er dachte nur an das Leben, das hinter ihm lag. Er sah der sonnigen Bilder, die das Gedächtnis ihm schuf, gar viele. Der kurze leuchtende Glücksstern des Pfälzer Friedrich, dem er die Treue hielt bis in den Tod, stieg herauf, die Tage in Heidelberg, in Prag, dann der rasche Niedergang, die verlorenen Schlachten bei Prag und Wimpfen. Noch einmal stieg ihm der Glücksstern seiner Ehe herauf, der herrlicher strahlte als jener andere und der nicht verblaßte, wenn er auch jäh erlosch. Wieder genoß er die Spanne der Tage, wo er jagte und ritt mit ihr, wieder genoß er die Kette der Stunden, wo er, von der Flut ihrer goldenen Haare umloht, die Labe der Liebe trank ... Plötzlich weckte ihn ein Geräusch. An der Tür stand eine dunkle Gestalt, ein Mönch in Kapuze und Kutte. Die Gestalt tat einen Schritt auf ihn zu, die Kapuze fiel: Da quoll es in Fülle hervor, und an der Brust lag ihm sein Weib.

Es löste sich aus der Umarmung. „Ich bin gekommen, dich zu retten. Nimm die Kutte! Offen steht die Pforte. Ich bleibe an deiner Statt.“ — „Nein, soll ich dich in den Händen der Feinde lassen?“ — „Tilly tötet kein Weib.“ — „Er hat viele getötet.“ — „Wenn er es tut, so sterbe ich für dich.“ Da stürzte der Mann, von dem Opfer dieser Treue erschüttert, ihr zu Füßen und umklammerte die Geliebte. „Bleib bei mir, wir haben uns noch so viel zu sagen.“ — „Und die Flucht?“ — „Ein Helmstadt flieht nicht.“ — „So will ich bei dir bleiben. Denn wisse, wenn ein Helmstadt nicht flieht, so verläßt auch sein Weib den Gatten nicht. Die Frau stirbt mit ihm, wenn sie ihn nicht retten kann. Noch aber will ich zur himmlischen Maria beten, daß sie mir einen Weg der Rettung zeigt.“ Die lange Nacht blieb Maria bei ihm. Am Morgen erhob sie sich vom Lager, sie hüllte sich in die Mönchskutte, sie band die Flut der Haare auf, sie stülpte die Kapuze darüber. Sie redeten nicht mehr, sie sahen sich nur in die Augen, und sie zitterten, da sie sich zum Lebewohl die Hände drückten, als ob sie bangten, daß es das letztemal sei.

Die Frau in der Mönchskutte betrat die Kirche am Markt, sie ging zum Gnadenbild, warf sich vor der Muttergottes zu Boden und betete. Sie betete wie eine, die den Himmel nicht lassen will, bis daß er sie segne. Endlich richtete sie sich auf, und ihr blasses Antlitz war verklärt. Die Madonna hatte ihre Namensschwester begnadet und mit himmlischem Troste gespeist.

Mittag. Helmstadt stand vor dem Richter über sein Leben. Ruhig war er und unerschüttert. Tilly sagte: „Tapfer seid Ihr bis zuletzt. Habt Ihr noch einen Wunsch? Ihr habt ein Weib daheim, Euren letzten Gruß, ich will ihn gern bestellen.“ — „Dessen bedarf es nicht. Sie war die Nacht bei mir. Sie wollte sich für mich opfern. Ich nahm ihr Opfer nicht an.“ — „Was habt Ihr für ein Weib?“ — „Das ist die Treue bis zum Tod.“ Soldaten füllten den Platz, und wie die Brandung des Meeres lief die Unruhe des Volkes zu den beiden Männern. Der Ritter stand vor den Soldaten, die bald nach ihm zielen würden. Er sah sie nicht. In die Wolken flog, in den Himmel sein Blick. An den schwärmerischen Zügen des Gefangenen hing Tillys Auge. Jetzt zog der Verzückte ein Medaillon hervor und küßte es. Zwischen dem Himmel und diesem Bildnis war all sein Denken geteilt.

Da schlug die Glocke die Mittagsstunde. Der Glöckner kam und verschwand im Glockenturm ... Der Glöckner, sagten die Leute, er läutet einem das Leben zum Tode, dem Obristen des Winterkönigs. Es fällt dem Alten schwer, er tut seines Amtes ... Jetzt ist er droben! Nein, er ist ein gebrechlicher Mann, er muß unterwegs verschnaufen ... Aber jetzt, er faßt das Seil. Wenn er ausgeläutet hat, dann ist's geschehen. Warum läutet er nicht? Sei gnädig, Glöckner, läute!

Die Menge hielt den Atem an, ob sich die Stimme der Glocke noch nicht verkünde, ihr Bangen, die Erwartung des Gefangenen zu enden. Wenn ein Wunder geschähe! Heilige Maria, tu ein Wunder! Tilly rief: „Zwei Soldaten hinauf, warum es nicht läutet.“ Die Soldaten gingen, die Soldaten kehrten wieder. „Oben liegt der Glöckner“, meldeten sie, „er stammelt von einem Wunder. Und nicht geheuer ist's. Über der Glocke schwebt eine Gestalt. Sie beugt sich herab. Sie faßt den Klöppel. Sie hält ihn mit ihrer Hand.“ — Tilly leise: „Ein Wunder? Der Mensch könnte es glauben, der Soldat darf es nicht. Ich will einen andern schicken.“ Einem seiner Leibwache nickte er zu: „Lauf und berichte mir!“ — Der Kaiserliche lief, der Kaiserliche kam: „Ein Weib hängt oben, ein wunderschönes Weib. Totenblaß das Antlitz, über die Schulter fließt ihr golden das Haar. Sie hat sich an den Klöppel festgebunden. Wenn man läutet, tötet man sie.“ — Der Helmstadt rief? „Maria!“ Tilly zu gleicher Zeit: „Es ist sein Weib!“ — „Ein Wunder! Ein neues größeres Wunder!“ tobt die Menge. Tilly für sich: Auch das ist ein Wunder! Ich werde es vor dem Kaiser verantworten.

Der Generalissimus hob die Hand, ein Befehl gebot Ruhe: „Frei seid Ihr, Obrist des Geächteten. Hinüber, löst Euer Weib!“

Die Menge jauchzte: „Heil Tilly, Heil Helmstadt!“ Und indem die Kunde von der Opfertat dieser Frau sich verbreitete, wuchs das Jauchzen zu einem Brausen: „Heil Maria von Helmstadt!“

Wochenend vor 5000 Jahren.

Wie sich Herr Ti aus Memphis und Frau Ai erholten.

Von R. Bulwer.

Das Leben der alten Ägypter läßt sich bis in die allerkleinsten Einzelheiten des Alltags verfolgen. Nicht nur das offizielle Ägypten, das der Geschichte gehört, oder das archäologische, auch das private Leben des gewöhnlichen Ägypters läßt sich wahrheitsgetreu rekonstruieren. Wie lebte Ti, seinerzeit ein glücklicher und wohlhabender Mann? Das erfährt man aus einem Besuch seiner Grabkammer in Sakhara, die mindestens 4800 Jahre alt ist.

Ti lebte in Memphis, im alten Pharaoreich und bekleidete das gutbezahlte Amt eines Oberbaumeisters des all-

mächtigen ägyptischen Herrschers. Seine gute Position ermöglichte ihm die Errichtung eines „Mastaba“, einer Grabkammer, die mit Wandmalereien ausgestattet ist, die seinen Lebenslauf und vor allem seinen Zeitvertreib festhalten. Eine Porträtstatue von ihm stellt ihn dar als einen jungen gesunden Mann mit rundem Kinn, großen Augen und genießerischem Mund, er scheint ein kräftiger, sympathischer und lebenslustiger junger Mann gewesen zu sein. Tis Alltag verlief wie folgt:

Der junge Ägypter wurde von seinem alten Sklaven geweckt. Er nahm sein Morgenfrühstück, bestehend aus einigen Feigen und einer Schale Milch, in aller Stille ein, während sein getreuer Diener in einer Zimmerecke stand. Dann begab sich Ti zu seiner Arbeit. Er ritt zum Arbeitsplatz, wo er die Ausführung einer Pyramide leitete. Dort verbrachte er den ganzen Tag, erst gegen Abend kehrte er nach Hause zurück. Was uns aber interessiert, ist nicht das offizielle Leben des gutsituierten Beamten, sondern sein privater Zeitvertreib. Aus den Wandzeichnungen erfahren wir, daß Ti an jedem „Sonnentag“, das heißt am freien Tag der Woche, einen Ausflug machte, der unseren Wochenendausflügen genau entspricht. Dieser Wochenendausflug war der Erholung und dem Sport gewidmet. Wie man sieht, gibt es in der Tat nichts Neues in der Welt and alles ist schon einmal dagewesen!

Der Wochenendausflug war mit dem Sport verbunden, den der Ägypter am meisten pflegte: dem Rudern und der Jagd. Zog Ti sonst mit großer Gefolgschaft auf die Jagd, wobei er sein prunkvolles Schiff von einer großen Anzahl Knechten rudern ließ, so zog er es vor, das Wochenend in der Gesellschaft einer seiner vielen jungen Frauen ohne andere Begleitung zu verbringen. Am Tage vorher wurde bestimmt, welche Frau die Ehre haben werde, Herrn Ti zu einem Wochenendausflug zu begleiten. Eines Abends erfuhr Ti beispielsweise, daß es in den Frauengemächern seines geräumigen Hauses einen Auftritt gegeben hatte — mehrere ältere Frauen haben die jüngste, die schlanke Ai — wahrscheinlich aus Eifersucht — zerkratzt, und um die junge Dame für dies peinliche Erlebnis zu entschädigen, entschließt sich der ritterliche Herr Ti, sie zu einem Wochenendausflug mitzunehmen.

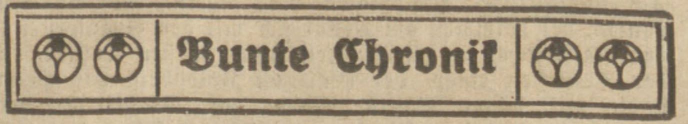
Der alte Diener Bes besorgt die Ausrüstung. Sie besteht aus einem Korb mit Nahrungsmitteln, wie ihn auch moderne junge Ehepaare bei einem Wochenendausflug mitzunehmen pflegen. In einem leichten Fahrzeug sitzen glücklich lächelnd Herr Ti und Ai. Gegen Abend wird die Fahrt angetreten, denn die Nacht wird unter freiem Himmel am Ufer des Nils im Schilfrohr verbracht.

Wenn die Sonne aufgeht, begibt sich Ti auf die Jagd, die zugleich einer Sportsleistung gleichkommt. Ti trifft das Wild — es sind hauptsächlich Wildenten — mit einem Wurfspeer. Die schöne Ai freut sich mit der Rolle, die sonst dressierten Katzen oder gar Ichneumonen zukommt! Sie darf das getroffene Wild apportieren. Überglücklich stürzt sie sich ins Wasser und hat dabei Gelegenheit, ihre Schwimmkunst zu zeigen.

Nachdem die Jagd beendet ist, rudert das lebenslustige Paar stundenlang über den Nil. Das Boot selbst ist ein ganz leichtes Fahrzeug, eine Art Paddelboot ohne viel Platz — genau wie die Paddelboote, die von uns heute beim Wassersport benutzt werden. Trifft das Paar unterwegs Vögel, die es schnatternd begleiten, dann schwirrt noch einmal der Wurfspeer aus Tis Hand. Er ist leicht gekrümmt in der Form eines S-Buchstaben und kann eine gefährliche Waffe in geübter Hand sein. Wird ein Vogel getroffen, dann springt Ai nochmals ins Wasser und kommt zurück mit der Beute. Ti hilft der jungen Dame ins Boot. Dann sucht sich das Wochenendpaar einen schönen Platz am Nilufer aus, um dort die Mahlzeit einzunehmen

Dem Essen, das aus leichter Obst- und Gemüsekost besteht, folgt ein Liegen in der Sonne. Auch in Ägypten schätzte man einen sonnverbrannten Teint. Ai läuft dann glücklich herum und pflückt Blumen, die sie in ihre Wohnung als Erinnerung an den schönen Wochenendausflug mitnehmen wird. Allmählich sinkt die Sonne. Ti stärkt sich mit einem Schluck Wein aus der Lederflasche und rüstet zur Rückfahrt. Zwei glückliche Menschenkinder, fröhlich gestimmt durch Sonne, Luft und körperliche Bewegung im Freien, kehren zu dem Alltag zurück.

Am nächsten Tage fängt wieder für den Mann die Arbeit an, während Ai sich auf den nächsten Wochenendausflug freut. Wer weiß aber, ob sie mitgenommen wird? Vielleicht wird das nächste Mal eine glücklichere Rivalin die Freude haben, Herrn Ti zu begleiten!



Ein Vampir geht um.

In der Tschechoslowakei befindet sich das kleine Dorf Ratar in grenzenloser Aufregung. Die junge Frau eines Bauern war kurz nach der Hochzeit gestorben, und vor einigen Tagen erlag auch ihr Gatte einer schweren Krankheit. Als die Trauergäste in dem Unglückshause auf den Priester warteten, erschien plötzlich eine schwarze Katze in dem Totenzimmer und sprang über die Leiche hinweg. Bei der Trauerfeier und der Beisetzung des Toten konnte keine Andacht aufkommen, die Anwesenden befanden sich in angstvoller Aufregung, denn nach einem alten Aberglauben jener Gegend wird aus einem Toten, über den eine schwarze Katze hinwegspringt, ein Vampir, der im Grabe keine Ruhe findet und harmlose Menschen überfällt, um ihnen das Blut auszusaugen. Bereits am Tage der Beerdigung beklagten sich die Verwandten des Verstorbenen, daß in ihrem Hause ein Geist umgehe, der einen furchtbaren Lärm verursache. Auch in verschiedenen anderen Häusern des Dorfes soll es spuken, und keine Gebete und Beschwörungen bringen Hilfe. Der Vampir ist nach dem Glauben der Bewohner nur zur Ruhe zu bringen, wenn man die Leiche mit einem geweihten Pfahl durchbohrt, so daß das Herz getroffen wird. Da die Dorfbewohner immer hysterischer wurden und sich bei einbrechender Dunkelheit nicht mehr aus dem Hause wagten, entschloß sich endlich die Tante des Verstorbenen, die befreiende Tat zu vollbringen. Sie ging zum Gemeindevorsteher und bat um die Erlaubnis, um Mitternacht das Grab öffnen zu dürfen, damit sie das Herz des Toten mit dem geweihten Pfahl durchbohren könne. Das Gemeindeamt erteilte diese Erlaubnis natürlich nicht und bemüht sich verzweifelt, aber bis jetzt erfolglos, den Dorfbewohnern ihren Aberglauben auszureden.



Unter Freunden.



„Als ich jung war, hat mir der Arzt das Rauchen verboten — andernfalls aber würde ich verdummen, meinte er.“

„Na — und warum hast du es nicht gelassen?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.